Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zweiunddreißigster Jahrgang

Nr. 29/30 — **Marburg i. H., den 18. Juli** — **1918**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 3 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland und Oesterreich-Ungarn 6,40 Mk., Ausland 3,65 das Quartal; Einzelnummer 0,50 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 4,55 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche 0,20 Mk. Letzte Annahme für Inserate Freitag. — Postscheckkonto Frankfurt a. M. 9807 — Tel. 202

Inhalt: Fünf Gedichte für Menschen, die nicht Schlaf finden können — Die Wissenschaft vom Urchristentum (Johannes Weiß) — Kreuz und Krieg (Werner Picht) — Freundschaftsarbeit der Kirchen — Waldschulmeisters letzte Fahrt. An Peter Rosegger — Kirchliche Chronik — Anzeigen

Fünf Gedichte für Menschen, die nicht Schlaf finden können

Lied

Wem dein Glanz erblüht,
Deine Seligkeit,
Still durchs Leben zieht
Froh im tiefsten Leid.

Wer dein Licht gesehn,
Deiner Schönheit Zier,
Kann verwandelt gehn
Höher für und für.

Kann im tiefsten Leid
Still die Wege ziehn.
Weil der Ewigkeit
Blumen in ihm blühn.

Zuletzt

Was du gegeben,
Ward alles Leben,
Ward alles Licht.
Nie hat geruht
Mit seiner treuen Hut
Dein Angesicht.

Was du genommen,
Es wird mir frommen,
Ich hadere nicht.
Im tiefsten Leid
Strahlt deiner Helligkeit
Verborgen Licht.

Nachts

Nun löscht das Dunkel alles aus
Und jede Seele drängt nach Haus
Und möcht in dir sich hegen.
Du weißt, wo eine abseits steht
Und nicht mehr zu dir heimwärts geht,
Sie ist auf Wanderwegen.
Sie schreitet neuen Enden zu
Und sucht sich eine neue Ruh
Und möcht sich selber finden.
Sie sieht jetzt nirgends Statt noch Haus
Und weiß nicht mehr, wo ein und aus,
Und ringt die müden Hände.
Doch einmal kommt sie heimatzu
Und findet sich, und das bist du,
Du bist ja Weg und Ende.

Lösung

Nun liegt verschattet alles Land,
Des Tales Lichter still verglühten,
Es nimmt die Nacht ihr schwer Gewand,
Steckt Perlen an die blasse Hand,
Ins Haar der Sterne Blüten.

Wie wird nun alles groß und weit,
Und atmet los von Tages Zügel,
Und wird so still und gottbereit,
Und dehnt sich aus zur Ewigkeit,
Die Seele hebt die Flügel.

Du wendest doch in deine Hut
So Lieb und Leid, die du beschieden,
Und löschest, was noch wehe tut,
Und nimmst zurück die irre Glut
In deinen tiefen Frieden.

Stillung

Als ich gewacht
In schwerer Nacht,
Kamst du, mein Herr, gegangen.
Durch meine Kammer quoll
Dein Frühlingsduft so voll,
Aufschrie all mein Verlangen.

Du hast mich ganz gestillt
Und mich so tief erfüllt,
An dir hab ich gehangen.
Und all Begehr
Hat irr und schwer
Stillung aus dir empfangen.

Rheineck — William Wolfensberger

Die Wissenschaft vom Urchristentum

Ein Wort zu Johannes Weiß, Urchristentum, Teil 2[1])

Das Werk von Johannes Weiß über das Urchristentum liegt nun in seinem Schlußteil vor, beendet, doch nicht ganz vollendet. Rudolf Knopf hat sich mit großer Treue und lebendiger Einfühlung der nicht leichten Aufgabe unterzogen, dem Buch mit den letzten viereinhalb Bogen eine Abrundung im Sinne des Verfassers auf Grund von dessen anderen Arbeiten zu geben. Der Plan, „Glaube, Lehre und Literatur des nachapostolischen Zeitalters" darzustellen, konnte natürlich nicht in dem Umfang ausgeführt werden, wie er Weiß bei der Ausgabe des ersten Teils vorgeschwebt haben mag. Ein Mehr an Ergänzung hätte den Schwerpunkt des Ganzen verschoben; so wie es vorliegt, ist es in allem Wesentlichen ein Werk von Johannes Weiß, des seiner Wissenschaft so früh Entrissenen.

Nach Erscheinen des ersten Teils habe ich hier davon gesprochen, was die Forschung Johannes Weiß verdanke und an welchen Punkten sie weiterarbeitend auszubauen und zu ergänzen habe. Nun wir das Ganze überblicken, lohnt es von Anderem zu reden, was den weiten Leserkreis, für den das Buch bestimmt ist, näher angeht: ihm stellen sich hier sehr sichtbar die Wandlungen dar, die die Erforschung des Urchristentums während der letzten zwei Jahrzehnte erlebt hat, Wandlungen in Aufgaben, Methoden und Zielen.

Von dem Verständnis der neutestamentlichen Schriften, von Auslegung und „biblischer Theologie" ist diese Forschung ausgegangen. Und hat sich gewandelt zur historischen Wissenschaft vom Urchristentum. Begonnen hat die Wandlung mit der Lebensarbeit des großen Tübinger Gelehrten Ferdinand Christian Baur, der es um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts als Erster grundsätzlich und planmäßig unternahm, die urchristlichen Schriften zu verstehen als Niederschlag einer geschichtlichen Entwicklung, und als Ziel seiner Forschung über das Verständnis der Schriften hinaus die Erkenntnis dieser Geschichte anstrebte. Wenn seine Fragestellung zu einfach und seine Konstruktion des Geschichtsbildes darum irrig war, so mindert das nichts an der Größe des Grundsatzes, erklärt aber die Erscheinung, daß Baurs Grundsatz nicht zur Herrschaft gelangte. Zur Herrschaft gebracht hat ihn erst die religionsgeschichtliche Forschung, die Aufspürung außerchristlicher Erscheinungen, die bei der Entstehung des Christentums ihren Einfluß geltend gemacht haben. Auch für das Buch von Johannes Weiß bilden diese Forschungen den selbstverständlichen Hintergrund, auf den — durch Ableitung oder Abgrenzung des Christlichen — ständig Bezug genommen wird. Der Christusglaube der ältesten Gemeinde erscheint im Zusammenhang der apokalyptischen Weltanschauung, „die in der Endzeit den Austrag des urewigen Kampfes zwischen dem höchsten Gott und seinem Widersacher, zwischen dem Reiche Gottes und dem des Satans erwartet".

1) Das Urchristentum. Zweiter Teil: Schluß. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben und am Schlusse ergänzt von Rudolf Knopf. Mit einem Bildnis von Johannes Weiß. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1917. 6 Mk. Beide Teile in einem Bande 13, gebunden 15 Mk. -- Vgl. über Teil 1 1914 Nr. 37.

Und wo der Christus-Glaube des Paulus Spekulationen über die Weltschöpfung zu Tage fördert, gehört er in die weit verzweigte Logos-Vorstellung hinein; wo Paulus dagegen den wunderbaren Zusammenhang zwischen Mensch und Christus in Formeln ehrwürdigen Klanges darstellt, schöpft er aus hellenistischer Mystik. Vielleicht hätte Weiß, wenn er das Werk hätte vollenden dürfen, auch noch zusammenfassend in großen Zügen den Prozeß gezeichnet, der jetzt immanent in seiner Darstellung geschildert ist: wie das Christentum aus jener orientalischen Welt der Apokalyptik sich hinüber entwickelt hat in die „hellenistische" des Logos, der Mystik und der Gnosis, wie die Spannung sich aufgelöst hat in die Sicherheit des Besitzes in Vergangenheit und Gegenwart, die Religion des Wartens sich gewandelt hat in die Religion des Habens und Seins — eine ungeheure Krisis, an der das Schicksal des Christentums als Weltreligion hing. Für ihre Entscheidung hat das Johannes-Evangelium besondere Bedeutung, weil es das Zukunftsbild in die Vergangenheit einträgt und die Wirksamkeit Jesu mit dem Lichtglanz der erwarteten Herrlichkeit umgibt — und gerade für das Verständnis des Johannes-Evangeliums hätte man von Weiß Besonderes und Wertvolles erwarten dürfen.

Ueber die eigentlich religionsgeschichtliche Aufgabe hinaus hat Weiß das Ziel angestrebt, den Verlauf urchristlicher Geschichte in seiner ganzen Breite darzustellen. Am allerdeutlichsten zeigt das vielleicht die lebensvolle Darstellung des Judenchristentums in Palästina, eines der letzten in Weiß' Handschrift erhaltenen Kapitel. Diese frühchristliche Gruppe ist schon darum wichtig, weil sich unter ihren Gliedern — und zum Teil unter ihnen allein — älteste Anschauungen von Jesus erhalten haben. Hier war ja die Heimat des Evangeliums, hier lebte Jesu Familie, hier hielt man etwas auf die menschlich-geschichtlichen Zusammenhänge, und in diesen Kreisen werden auch die Stammbäume Jesu bei Matthäus und Lukas entstanden sein. Vom Judenchristentum hat auch die Kirche mancherlei empfangen, vor allem die Auffassung des Evangeliums als einer Lebensordnung, als eines „neuen Gesetzes" — eine folgenreiche Einwirkung, die zur teilweisen Verschüttung großer Gedanken des Paulus, aber letzten Endes auch zur Entstehung christlich-bürgerlicher Sittlichkeit geführt hat. Und endlich fesselt den Historiker hier die Auseinandersetzung mit dem noch als ganz nahverwandt empfundenen Judentum. Von all diesem finden sich nun freilich im Neuen Testament direkte Zeugnisse überhaupt nicht, indirekte nur spärlich. Weiß gewinnt ein Bild von diesen Dingen, indem er die neutestamentlichen Andeutungen kombiniert mit Nachrichten des Josephus, des Hegesipp, des Eusebius und des Epiphanius, und auch — gewiß manchem Fachgenossen zur besonderen Freude — die Anekdoten des Talmud über die „Minim" (das ist der jüdische Ketzername) mit heranzieht. So nötigt die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Neuen Testament schließlich zur Verarbeitung eines höchst komplizierten Quellenmaterials, das weit umfangreicher ist, als der „Neutestamentler" von einst ahnte. Seine Erschließung und Verwertung bringt eine Fülle von geschichtlichen Erscheinungen vor unser Auge, die alle zu den Anfängen unserer Religion in lebendigster Beziehung stehen.

Mit dieser Fülle der historischen Objekte und Vorgänge aber taucht dann schließlich das große Problem jeder Geschichtsforschung auch im Bezirk des Urchristentums auf, die Frage, wie die Persönlichkeit und wie die Menge an der Gestaltung der Dinge beteiligt ist. Das Problem ist nicht mit glatten Lösungen und einfachen Antworten zu erledigen. Denn auch die urchristliche Geschichte ist kein System von mit einander verflochtenen geraden Linien, sondern — gerade weil es sich hier um die Grenze der Kulturen und die Wende der Zeiten handelt — ein höchst kompliziertes Gebild durcheinander laufender, oft scheinbar verwirrter und verknoteter Fäden. Tatsache ist zunächst, und die Lektüre von Weiß' Buch macht das besonders deutlich, daß die Religion des Paulus in manchem Betracht aus Gegensätzen besteht. Der Enthusiast, der das ganze neue Leben am liebsten willig von der wunderbaren Macht des Geistes treiben läßt, gibt doch wie ein besorgter Hausvater seinen Gemeinden Vorschriften und Ratschläge für eine Menge von Einzelfragen ihres täglichen Lebens. Neben einem Christusglauben, der, fast geschichtslos zu nennen, vor dem zwischen Himmel und Erde spielenden Erlösungsdrama die Ueberlieferung von Jesus zurücktreten läßt, bemerken wir die Verwertung von Jesus-Sprüchen in der Gemeindebelehrung und eine fast ängstliche Sorge um die Beziehungen des neuen Heidenchristentums zur Muttergemeinde in Jerusalem. Kurz: was Paulus selber erlebt hat, und was er von der Gemeinde empfangen und wie andere Missionare seinen Missionskindern weitervererbt hat, steht oft zum Erstaunen unverbunden neben einander. — Eine zweite Beobachtung: während das Neue Testament im wesentlichen das Buch der großen Führer ist — Jesus, Paulus, Evangelist Johannes —, gehen die drei geschichtlich bedeutsamen Gruppen des Urchristentums, das Judenchristentum, das vulgäre frühkatholische Heidenchristentum und der Gnostizismus, auf keinen dieser drei unmittelbar zurück, sondern sie sind unter dem mittelbaren Einfluß der Großen geworden und gewachsen aus der Menge der Namenlosen. Schon der Aufriß des Weißschen Buches, in dem die beiden Seiten des Paulus nebeneinander und die Gemeinden neben der Persönlichkeit des Führers zu ihrem Recht kommen, ist geeignet, das Problem deutlich zu machen.

So ergibt sich aus dem Werk nicht nur der Reichtum der gewonnenen Lösungen, sondern auch die Fülle der noch unerledigten Aufgaben. Wenn wir sie ins Auge fassen, so gestehen wir damit die Notwendigkeit zu, den Rahmen der „neutestamentlichen" Wissenschaft im alten Sinn zu überschreiten. In der Praxis geschieht das heute wohl überall besonders dank Krügers bahnbrechendem Vorstoß, aber sozusagen mehr aus Neigung des einzelnen Forschers als aus allgemein anerkannter innerer Notwendigkeit. Und es drängt sich die Frage auf, ob nicht nach dem Kriege, in einer Zeit, da wir auch auf geistigem Gebiet zusammengefaßter und ökonomischer wirtschaften müssen, der Moment gegeben wäre für eine organisatorische Festlegung solcher Notwendigkeit, für eine Kodifizierung sozusagen der Umwandlung von der neutestamentlichen Wissenschaft zur Wissenschaft vom Urchristentum. In Betracht käme eine entsprechende Veränderung (oder andere Verteilung) der staatlichen Lehraufträge, ein Ausbau der Seminarien nach der jüdisch-hellenistischen Seite (wie er z. B. in Leipzig und Heidelberg bereits besteht), eine Umschaltung der Studien- und natürlich auch der Prüfungspläne. Zu einer solchen Organisation würde aber auch eine intensivere Pflege der Arbeitsgemeinschaft unter den Forschern gehören. Hier besteht ein besonderes Bedürfnis. Denn wir haben weder eine allgemein benutzte Zeitschrift als geistigen Treffpunkt und Sprechsaal noch einen die Richtungen vereinenden (nicht: einenden) Kongreß als Ort des Austauschs.

Für solche Gedanken, für die Aufgaben der Forschung und damit auch der Forschungsorganisation, auch beim Nichtfachmann zu werben, ist das Weißsche Buch vor andern geeignet. Denn es stellt ihn, vielleicht ohne daß er sich dessen gleich bewußt wird, mitten hinein in den Strom der Forschung, weil es ihm nicht nur Resultate, sondern auch Probleme gibt. Und diese unmittelbare Berührung mit dem Sein und Werden der Wissenschaft vom Urchristentum scheint mir nicht das Geringste an dieser Gabe, die Johannes Weiß uns hinterließ. Möge nicht nur die Methode sondern auch das Ethos seiner Arbeit in unserer Forschung fortleben!

Heidelberg Martin Dibelius

Kreuz und Krieg

Kreuz und Krieg. Von Werner Picht. Berlin, Furche-Verlag 1917. 84 S. 1,50, gebunden 2,50 Mk.[1])

Wir haben keinen Ueberfluß an Schriften, die aus solchen Tiefen heraus den Krieg zu verstehen und zu verarbeiten trachten, wie es das vorliegende Büchlein in seinen acht Abschnitten unternimmt. Der es geschrieben, steht selber als Offizier im Felde, urteilt also aus eigenstem Erleben. Er hat den schreienden Widerspruch von Krieg und Christentum in persönlicher Anschauung kennen gelernt, und man spürt es seinen Worten an, wie tief er unter diesem Widerspruch leidet: „Wir kämpfen mit innerem Abscheu gegen das, was wir tun" (S. 45).

Aber nicht das macht den Wert des Büchleins aus, daß hier ein wundes Gewissen den Aufschrei seiner Qual in die Welt hinaus sendet; sondern daß Jemand, der es selber aufs schmerzlichste empfunden hat, dem Leid des Krieges bis in seine verborgenen Abgründe nachgeht. Wie vielen ist der „Weihnachtsbaum im Schützengraben" bloß ein

1) Die ersten drei der zwölf Kapitel sind unsern Lesern bekannt aus Jahrgang 1915 Nr. 8.

Anlaß gewesen, in gefühliger Wehmut vom „Wahnsinn des Krieges“ zu klagen! Picht urteilt mit wohltuender Nüchternheit: „Der Krieg ist um keinen Deut weniger sinnvoll als unser früheres Dasein“ (S. 13). Nicht weil er den Frieden stört, empfinden wir berechtigte Abneigung gegen den Krieg, sondern weil er in besonders greller Weise enthüllt, in welch unversöhnlichem Gegensatz Jesus zur Welt steht: „Weihnachten verhält sich zum Kriege wie das Christentum zum Leben“ (S. 15). Zwei Welten stoßen hier auf einander, die ihrem ganzen Wesen nach nie mit einander in Einklang gebracht werden können. In immer neuen Anläufen unternimmt es der Verfasser, diesen Gegensatz von Christentum und Welt herauszustellen: er geißelt die Kulturseligkeit unserer vorkriegerischen Zeit, die sich an dem Trugbilde eines unendlichen Fortschrittes berauschte: „wir glaubten an den Fortschritt und machten unsern Götzen daraus“ (S. 77); er brandmarkt die Lüge, „daß die Völker Europas, die sich jetzt bekämpfen, christlich seien“ (S. 17); er lehnt es ab, den Krieg bloß als eine regelwidrige Einzelerscheinung zu würdigen und ihm dadurch den Gewissensstachel auszubrechen: „wir vergessen dabei, daß der Krieg, da er nicht von Gott stammt, in den normalen Ablauf des natürlichen Lebens hineingehört, des natürlichen Lebens mit seiner Mischung von Gut und Böse; er ist nicht unnatürlich, aber unkonventionell“ (S. 14); und er weist den Vorwurf zurück, als zeuge das Vorhandensein des Krieges besonders schlagend für die Ohnmacht des Christentums: „die »Welt« beurteilt das Christentum noch immer danach, als müsse das Reich da, die Welt verwandelt sein mit Jesu Tod und der Verkündigung seiner Lehre“ (S. 17). Nein, bei dem allgemeinen Abscheu vor dem Kriege handelt es sich im Grunde nicht um die Beseitigung eines vereinzelten Fremdkörpers aus unserm sonst so wohlgeordneten Dasein, sondern um die grundsätzliche Frage, ob die ungezügelten Regungen unsers natürlichen Lebens unser Tun und Lassen bestimmen sollen, oder der Geist, der sich in Jesus verkörpert hat.

Dieser Entscheidungsfrage kann man nicht beikommen oder ausweichen, indem man die Frömmigkeit rühmt, die der Ausbruch des Krieges geweckt habe. Denn „die Altäre, die jetzt errichtet werden, gelten »dem« Gott, dem namenlosen, unbekannten, den Jeder gestalten kann nach seinem Sinn. Mit dem Namen Jesus jedoch ist ein benannter Glaube, ein ganz bestimmtes Menschheitsideal bezeichnet“ (S. 7). Und zwar kommt Jesus für Picht durchaus als der Gekreuzigte in Betracht: der Geist, der sich in der Tat von Golgatha verkörpert, ist Grundlage, Kennzeichen, Triebkraft und Ziel alles Christentums; und ein besonders schöner Abschnitt unsers Buches ist dem Nachweis gewidmet, daß Christus, den man zunächst wohl als den Gegenpol der Welt bezeichnen könne, tiefer verstanden vielmehr das Herz der Welt genannt werden müsse: „Das Kreuz, vielleicht die einzige Form, welche die organische Natur nicht hervorzubringen vermag, wird der Mittelpunkt der Welt“ (S. 61). Aber natürlich einer ganz anders gearteten Welt, als die ist, in der wir mit unserer Kultur und unseren Kriegen zu Hause sind. „Der Gekreuzigte gehört einer anderen Welt an“ (S. 9); „wird also auch der Gedanke an sein Sterben dem Einzelnen, der jetzt sein Blut vergießt, Trost geben, so ist doch das Kreuz der Feind des Krieges, und soweit Jesu Geist regiert, ist es undenkbar, daß Menschen sich gegenseitig töten, im ganzen Umfange der Bedeutung, die Luther diesem Worte gibt“ (S. 23 f).

Aber so stark uns nun die Welt Jesu Christi und die Liebesmacht seines Kreuzestodes anzieht: wir sind doch zugleich Mensch, Naturbestandteil, Geschöpf mit Fleisch und Blut, von Gott in den Zusammenhang der sichtbaren Dinge hineingestellt. Und es wäre unbefriedigend, würde auch dem Sinne Jesu nicht entsprechen, wollten wir unsere natürlichen Regungen völlig ertöten: „nur aus Menschen kann man Christen machen“ (S. 27), der Mensch muß in den Christen umgebildet werden. Darin besteht zugleich die höchste Aufgabe und die tiefste Tragik unsers Lebens, denn das Werden des Christen vollzieht sich nicht geradlinig, sondern nur unter Bruch, Kampf und schmerzvoller Wiedergeburt. Von solcher Erneuerung aber will die große Masse „der Unversehrten und Unversehrbaren“ nichts hören; sie gebärdet sich, als ob „die Illusion einer Harmonie der menschlichen Natur“ noch durch keine beschämende Lebenserfahrung gestört worden sei. „Aber auch sie sind nicht sicher vor dem Biß der Schlange“, schreibt der Verfasser und weist jenen „völlig Gesunden und ewig Starken“ mit Worten edler Leidenschaft nach, daß Gott in der Geschlechtsliebe auch ihnen den Prüfstein verordnet hat, an dem ihre ungebrochene Tüchtigkeit zu Fall kommen muß: „Die Liebe der Geschlechter liegt am Knotenpunkt der Koordinaten des Weltsystems; dies ist der Punkt, wo die Welt angreifbar ist, wo sie von einer Gewalt, die sie nicht als außer ihr liegend ablehnen kann, aus den Angeln gehoben wird“ (S. 65). So erlebt es der Jüngling: „In der Stunde, da seine Kraft erwacht, erfährt er, was menschliche Schwäche heißt. So bringt uns die Liebe zu Fall, zerstört unsere Ganzheit, verwundet uns. Sie lehrt uns den Kreuzweg im Sinn einer Leidensstraße kennen. Denn wessen Stolz sie gebeugt hat, der ist nicht mehr von der Endgültigkeit seines Wesens überzeugt. Er ist an sich irre geworden — die eine wesentliche Voraussetzung der Erlösung im Sinne Jesu“ (S. 68).

Auf den ersten Blick mag die letzte Gedankenreihe in einem Büchlein über Kreuz und Krieg wie eine Abschweifung erscheinen. Und doch gehört es mit in den Plan des Verfassers, für die christliche Betrachtungsweise des Krieges auch dort Anknüpfung und Verständnis zu suchen, wo man die schwere Schuld des Tötens und die überwältigende Liebe des Kreuzes zunächst noch nicht gelten lassen will. Auch von ihnen möchte Niemand gefühllos scheinen. Aber „der bloße Anblick von Blut und Tränen greift an kein Herz, das nicht durch eigenes Erleben geöffnet ist“ (S. 69). Wer aber die Zwiespältigkeit unseres Daseins am eigenen Leibe und Leben erfahren hat, der ist auch in der rechten seelischen Verfassung, um die Tragik durchzukosten, mit der ein Christ das Gesamte des Krieges erlebt.

Und hier stehen wir am „Kernpunkt dessen, was das heutige Christentum vom Kriege zu lernen hat: die natürliche und unvermeidliche Lebensform des Christen, der in der Welt steht“ ist die tragische. Daran ist aber nicht der Krieg schuld, sondern die gesamte natürliche Welt, zu der aller Kampf ums Dasein als ein notwendiger Bestandteil gehört und aus der wir uns nie ganz loslösen können: das Christentum erspart uns nie, auch nicht im Frieden, die Tragik eines zwiespältigen Daseins; „es reißt uns zu den Sternen empor, die wir angeschmiedet sind an diese Erde, nicht sowohl durch menschliche Schwäche, als durch die Tatsache unsers Menschseins selbst“ (S. 45f).

Diesen Klang der Tragik tief und rein angeschlagen zu haben, ist ein wertvoller Dienst, den Pichts Büchlein unserm heutigen Christentum erweist. Manche, die es lesen, werden in ihrem Innern verwandte Saiten mitschwingen fühlen. Und bei der Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit unserer Durchschnittsmenschen liegt schon viel daran, daß die Schar derer sich allmählich sammelt, die sich nicht damit begnügen, den Krieg mitzumachen, sondern die sich auch dazu hergeben, ihn restlos mitzuleiden. Sie werden in Picht einen willkommenen Genossen finden, der sie bis in die tiefen Abgründe des Mit-Leidens hinabführt. Denn der Verfasser des Büchleins bringt eine doppelte Ehrfurcht mit, die ihm den Dank und die Zustimmung ernster christlicher Leser eintragen wird: Ehrfurcht vor der unvergleichlichen Hoheit des Kreuzes Christi, und Ehrfurcht vor allem, was Gott von Natur in unser Menschenwesen hineingelegt hat. Für Picht ist beides wertvoll: wie wir sind, und wie wir sein sollen. Darum vermag er auch den Zwiespalt so tief zu empfinden, in den uns Menschen unser Dasein und unser Seinsollen versetzt. Von hier aus macht er eine Reihe wichtiger Beobachtungen und beherzigenswerter Vorschläge.

So über Christentum und Patriotismus: „Der Christ als solcher kann sich an diesem Völkerringen weder innerlich noch äußerlich beteiligen. Je näher ich dem Gott Jesu komme, um so wesenloser werden die Fragen für mich, die jetzt die meisten Menschen bis zum Rande füllen. Bin ich aber ein »ganzer Mann«, was ja die Voraussetzung des Christseins bildet, so wird der Mensch in mir mit Selbstverständlichkeit das Opfer des Lebens für sein Vaterland bringen. Aber der Christ in mir wird darunter leiden; als Christ empfinde ich, daß ich gerade in dieser Zeit der Hingabe an das allgemeine Schicksal in besonderem Maß mitzutragen habe an der allgemeinen Sünde. Der Christ und der Patriot leben in einem Zustand beständiger gegenseitiger Spannung“ (S. 28 — 33) — und diese Spannung ist nichts anderes als die allgemeine Tragik des Christenlebens, erfahren auf dem besonderen Gebiete der vaterländischen Aufgaben.

Aehnlich in dem Abschnitt Jesus und der Soldat: „In jedem Falle ist das Merkmal der kriegerischen Natur die Skrupellosigkeit des Tatenfreudigen, und der kriegerischen Erziehung, daß sie den Menschen mit möglichster Ausschließlichkeit zur Waffe, zu einem rasch und sicher nach außen wirkenden Werkzeug machen will. Art und Ziel der Lebensführung Jesu steht im denkbar größten Gegensatz zu dem, was vom Krieger erstrebt und geleistet wird. Man kann nicht mit Jesu Bild vor Augen im Felde stehen, ohne die Schwierigkeit zu empfinden, als Soldat Christ zu sein oder zu werden“ (S. 40 f). Auch dieser Zwiespalt ist ein Stück jener Tragik des Christenlebens; die Spannung wird allerdings in etwa gemildert, weil für den heutigen Soldaten der Krieg nicht mehr Selbstzweck ist: „aus Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe nur greift er zur Waffe; das Soldatentum hat sich verinnerlicht. Zwar der Gegensatz zwischen seinem Tun und dem christlichen Geist bleibt unversöhnlich und schmerzhaft bestehen. Aber der Kämpfer handelt unter einem Zwange. Er ist Krieger, und will doch nicht den Krieg“ (S. 43 f).

Endlich das schwere Rätsel, das sich hinter der Ueberschrift Politik und Moral birgt. Behutsam bahnt sich da der Verfasser, der von Hause aus Staatswissenschaftler ist, den Weg zu einem Ziele, das wert ist erstrebt zu werden, und doch nicht zu hoch gesteckt, um überhaupt den Anlauf zu lohnen. „Es ist eine oberflächliche Selbsttäuschung, stets vom »ehernen Muß« in der Geschichte deshalb zu reden, weil die Zusammenhänge von Ursache und Wirkung so verwickelt sind, daß wir sie vielfach nicht zu durchschauen vermögen. In seinen Voraussetzungen ist das historische Geschehen weitgehend von Begebenheiten abhängig, die dem Einfluß menschlichen Wollens nicht entzogen sind“ (S. 48). Anstatt also die Kräfte und Strebungen des staatlichen Lebens zügellos treiben zu lassen, und darauf zu vertrauen, daß sie sich im gegenseitigen Kampf schon regeln würden, zwingt ernstes Erwägen „zur Anwendung eines Pflichtgesetzes auf die Politik“. Nicht als ob die hohen sittlichen Forderungen des Christentums ohne weiteres auf das öffentliche Leben übertragen werden sollten. Unermüdlich betont Picht die Unmöglichkeit, die privaten Grundsätze der Liebesgesinnung in staatlichen Maßnahmen zur Geltung bringen zu wollen. Aber darum dürfe der Politiker doch nicht schlechterdings sittenlos handeln: „er vergegenwärtige sich, daß der sittliche Gehalt einer politischen Handlung einen Einfluß auf das Leben des Volks, auf die Summe seiner Kräfte hat. Und auch das Volk muß sein moralisches Bewußtsein in Hinsicht auf das öffentliche Leben entwickeln und seinem Urteil Geltung erzwingen. Es gibt nur einen Maßstab dafür: unser Gewissen. Wir müssen ein noch völlig embryonales Organ bei uns entwickeln, ein Gewissen des Einzelnen in öffentlichen Angelegenheiten, das seine Existenz aus unserer Verwurzelung im Volksganzen ableitet. Ein allgemein gültiger Kodex politischer Moral kann nach alledem nicht aufgestellt werden. Dennoch gibt es Mindestforde-

rungen, auf die man sich innerhalb eines Volks, und auch solche, auf die man sich innerhalb unseres Kulturkreises einigen kann. Und wir sollten uns darin einer christlichen Forderung nähern, daß wir uns zu dem Bewußtsein erziehen, daß je größer ein Volk dasteht, desto größer seine Verpflichtung ist, der Welt zu dienen“ (S. 51 — 56).

Das sind Sätze, die einen langen und mühsamen, aber auch hohen und wertvollen Weg der Erziehung zu öffentlicher Sittlichkeit und zu gewissenhafter Politik weisen. Man versteht nur nicht recht, warum bei einem so erhabenen Ziel immer wieder nachdrücklich versichert wird: „Der Christ wird seine christliche Ethik nicht ihrem vollen Gehalt nach auf die Politik übertragen, er wird keine christliche Politik treiben können“ (S. 54). Sicherlich sind die heutigen Verhältnisse des Völkerlebens noch nicht danach angetan, den Grundsatz christlicher Selbsthingabe in der Oeffentlichkeit ohne Einschränkung anzuwenden. Aber ist, was als Ausgangspunkt des politischen Handelns zu nehmen heute noch ein Unding sein würde, als Ziel einer ernsten Völkererziehung ins Auge zu fassen eine Verstiegenheit? Picht selber findet die Regel, die beides (die tatsächlichen Verhältnisse und das ferne Ziel) in gleicher Weise anerkennt, wenn er schreibt: „Jeder Staat wird so weit und in dem Sinne ein christlicher sein, wie es das Volk ist, dem er gehört“ (S. 55). Dieser Weg zur christlichen Politik mag bloß ein indirekter sein, er mag auch sehr behutsam und mit großer Geduld und Ausdauer begangen werden müssen, damit man nicht der Versuchung erliegt, in moralischer Beziehung über seine Verhältnisse zu leben (S. 53). Aber es ist doch weder ein Traum noch eine Verwegenheit, sondern eine praktische Pflicht und ein dringendes Gebot der Stunde, den christlichen Grundsätzen auch im öffentlichen Volksleben Gehör zu verschaffen — eine Pflicht wenigstens für den Christen.

Und ein Christ zeichnet sich vor den übrigen Menschen nicht bloß dadurch aus, daß er die Gegensätze zwischen Welt und Christentum tiefer empfindet und schmerzlicher durchleidet. Ein Christ hat vor jedem Anderen auch die unbedingte Gewißheit voraus: was ich im Namen meines Gottes angreife, trägt die Gewähr des Gelingens in sich, mag dieser Erfolg auch anders aussehen, als ich ihn mir gedacht habe. Bei einer so gewaltigen Aufgabe wie der christlichen Beeinflussung des öffentlichen Lebens liegt es ja in der Tat näher, die Tragik der Schwierigkeit leidend durchzukosten, als die Möglichkeit eines fernen Gelingens bereits in kühnem Glauben vorwegzunehmen. Aber soviel möchte man unserm Büchlein als Ergänzung des Gedankenganges über Politik und Moral wohl hinzuwünschen, daß der Verfasser noch erörterte: „Was ist auf dem heutigen Standpunkt unsers Volkstums an christlicher Behandlung der Politik bereits möglich und darum von allen, die es ernst meinen, unbedingt zu fordern? Und welches ist die nächste Stufe der Entwicklung, zu der wir unsere Völker (oder doch wenigstens unser eigenes Volk) in mühsamer und hoffnungsfreudiger Arbeit emporleiten müssen?

Auch jener Hinweis Pichts, daß die sittlichen Gefahren einer einseitig völkischen Politik durch die Rücksicht auf Gottes Gebot und auf das Heil der Menschheit vermieden werden sollen, befriedigt nicht ganz. Der Verfasser hätte sich ruhig auf den Boden christlicher Sittlichkeit stellen und sagen können: Das gesamte Weltgeschehen ist nach Möglichkeit mit christlichem Geist zu durchtränken; aber dieser christliche Einfluß wird sich um so schwerer geltend machen lassen, je größer der Kreis wird, an den wir unsere Arbeit wenden. Die straffe Durchführung christlicher Grundsätze, die in einer Familie noch einigermaßen möglich ist, wird in einer Gemeinde schon zu einer Aufgabe, die immer nur annäherungsweise bewältigt werden kann; in einem Volke gar zu einem schier grenzenlosen Vorgang; in der gesamten Menschheit aber zu einem Versuch, den nur ein Glaube wagen darf, der mit Ewigkeiten als Zeitmaß rechnet.

Diese Siegesgewißheit des Glaubens ist dem Verfasser ohne Zweifel nicht fremd. Auf den letzten Seiten des Buches meldet sie sich zum Wort. Allerdings nur in einem bescheidenen Hinweis auf das Endergebnis des tragischen Christenkampfes: wo er die Welt überwunden haben werde. Aber wenn es Picht vergönnt sein sollte, auch für die Freudigkeit des Christen im Blick auf die Zukunft unsers Volkslebens dieselben warmen Herztöne zu finden, wie er sie für die Tragik des Kriegserlebens angeschlagen hat, so würde er dem christlichen Leserkreise womöglich einen noch größeren Dienst erweisen als durch diese acht Aufsätze, die er so offensichtlich mit seinem Herzblut geschrieben hat.

Nilvingen — Albert Rosenkranz

Freundschaftsarbeit der Kirchen

1

Die Grundsätze, die Dr. Rittelmeyer in seinen Ausführungen über Krieg und Christentum vertritt, sind im wesentlichen dieselben, die auf der Konstanzer Konferenz vom 1. bis 3. August 1914 von den kirchlichen Vertretern der verschiedenen evangelischen Länder und Kirchen für die von ihnen beabsichtigte Friedensarbeit aufgestellt wurden. Im Anschluß an diese Konferenz, die frühere Arbeiten zusammenzufassen suchte, ist ein Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen zusammengetreten, der nur infolge der Kriegsverhältnisse nicht stärker an die Oeffentlichkeit hat treten können. Immerhin haben die in den verschiedenen Ländern bestehenden Gruppen des Weltbundes sich von Kriegsbeginn an bemüht, die den Christen bei vollster Vaterlandsfreudigkeit doch zustehende Stimmung der Versöhnungsbereitschaft zu bekennen und zu betätigen. Zum Erweis dieser Gesinnung ist in fast allen kriegführenden und neutralen Ländern, in denen solche Arbeitsausschüsse des Weltbundes bestehen, die entsprechende praktische Arbeit einer Caritas inter arma begonnen worden. Auch die in Deutschland bestehenden Arbeiten der Gefangenenfürsorge und Ausländerhilfe sind zum großen Teil von dem deutschen Freundschaftsausschuß angeregt und ausgeführt worden. Wir dürfen aber sagen, daß eine gleiche Hilfsarbeit in den feindlichen Ländern, besonders auch in England, obwohl sie von Regierungsseite behindert und verfolgt wird, nicht hinter dem deutschen Hilfswerk zurückbleibt. Die Geschäftsstelle der „Eiche“, Vierteljahrsschrift für Freundschaftsarbeit der Kirchen, Berlin O. 17, Fruchtstraße 64, ist gern zu näheren Mitteilungen bereit.

Aber auch das grundsätzliche Eintreten für die Ziele des Weltbundes ist bei verschiedenen Gelegenheiten zu so deutlichem Ausdruck gekommen, wie das in Kriegszeiten nur eben möglich ist. Eine Reihe von Aufrufen und öffentlichen Erklärungen, die in Deutschland sowohl wie in den andern kriegführenden Ländern von Kriegsbeginn an erschienen sind, wird, wenn sie einmal gesammelt herausgegeben sein wird, das beweisen. Angesichts der entstellenden Nachrichten, die selbstverständlich während des Krieges zwischen den feindlichen Ländern hin und her gehen, scheint es mir von Wichtigkeit zu sein, wenigstens eine neuere Stimme mitzuteilen, die den Glauben an die nicht verlorene Gemeinschaft der Heiligen stützen kann. Die auf der Jahresversammlung der englischen Weltbundgruppe gehaltene Rede des ersten Geistlichen der St. Paul's Cathedrale, des mit unserer Freundschaftsarbeit seit 1908 verbundenen Dr. R. W. Inge, sagt deutlicher, als es Berichte tun können, mit welcher Aufrichtigkeit und welchem Versöhnungswillen diese Christen Englands an den alten Idealen festhalten.

Berlin — F Siegmund-Schultze

2

Goodwill, Vol. III. Nr. 1 vom 10. Januar 1918

Rev. Dr. Inge (Dean of St. Paul's):

Geehrter Herr Bischof! Geehrte Damen und Herren!

Die Resolution, die ich zu vertreten die Ehre habe, lautet folgendermaßen: „Ein gerechter und dauerhafter Friede kann nach Meinung dieser Konferenz nur durch die christlichen Grundsätze der Versöhnlichkeit und Brüderlichkeit aller Menschen und in allen Beziehungen der Völker zu einander gesichert werden.“ Das ist es, wonach wir uns alle sehnen und wofür wir alle beten, und ich hege nicht den leisesten Zweifel, daß dies auch der Herzenswunsch unsrer Gegner ist. Die ganze Welt ist der Schrecken müde. Die Schwerter würden schon morgen wieder in die Scheide gesteckt werden, wenn nicht Einer den Andern so fürchtete. Wie ist dem abzuhelfen? Es wurden drei Lösungen vorgeschlagen, die jedoch meiner Meinung nach nichts für die Zukunft versprechen und darum zurückzuweisen sind.

Erstens wurde uns am Anfang des Krieges gesagt, daß er nicht enden würde, ehe der deutsche Militarismus gänzlich vernichtet sei. Dieses Programm war immer hoffnungslos. Jetzt sehen wir, daß es geradezu absurd ist. Wir können nicht einmal die deutsche Armee vernichten, und wenn wir das könnten, so wäre damit immer noch nicht der deutsche Militarismus vernichtet. Sie können nicht den Geist eines Volkes zerbrechen, indem Sie seine Heere besiegen. Ein geistig hochstehendes Volk verdoppelt nach einer solchen Niederlage nur seine Anstrengungen, um seine militärische Organisation zu vervollkommnen, und glüht in heißer Begier nach Rache. Wenn wir in diesem Kriege zerschmettert werden sollten, würden wir uns dabei beruhigen und liegen bleiben? Sie wissen, wir würden es nicht. Ebenso wenig aber werden es unsre Gegner tun.

Zweitens hoffen einige noch auf eine Wiederherstellung des europäischen Gleichgewichts. Das bedeutet aber die Rückkehr zu einem bewaffneten Frieden und einem diplomatischen Feldzug, mit all dem häßlichen Beiwerk von Spionage und machiavellistischer Diplomatie. Es wäre unerträglich und einfach unmöglich. Nach diesem Kriege wird Europa, erschöpft und bankrott, zwischen zwei Mühlsteine geraten, deren oberer Amerika und deren unterer Asien ist. Der Klub der gegenseitigen Selbst-

mörder wird aufgelöst werden müssen, wie sehr die Völker nach dem Kriege einander auch hassen mögen. Die Vereinigten Staaten Europas würden nicht in der Lage sein weiterzubestehen, wenn sie bis an die Zähne bewaffnet den Vereinigten Staaten von Amerika gegenüberstehen müßten.

Drittens herrscht die weitverbreitete Idee, daß wir die Deutschen zwingen oder überreden könnten, die Form ihrer Regierung zu wechseln und eine volkstümlichere Verfassung anzunehmen, die, wie wir hoffen, sie weniger aggressiv und — wie wir unter uns flüstern — gewiß weniger tüchtig machen würde. Ich muß bitten, darüber noch ein paar Worte sagen zu dürfen. Kein Volk hat in diesem Kriege eine leidenschaftlichere Anhänglichkeit an seine Regierung bewiesen als das deutsche. Selbst seine Sozialisten waren weit davon entfernt, der Regierung die Unterstützung zu verweigern, und erklärten, daß erst dieser Krieg sie gelehrt habe, daß sie Deutsche wären. Die Deutschen sind keine Sklaven. Sie glauben an ihre Regierungsform, sie lieben sie mehr als jede andre und sind bereit, für sie zu sterben. Es ist keine Idealform einer Regierung, weit davon entfernt. Niemand läßt sich gern von Vorgesetzten anrüffeln oder von aufgeblasenen Leutnants in die Gosse stoßen. Aber das deutsche Volk würde darum noch lange nicht seine Regierung wechseln. Es ist in der Tat die tiefe Tragik der modernen Geschichte, daß jedes Kulturvolk gezwungen zu sein scheint, zwischen zwei Regierungsformen zu wählen, die beide so schlecht sind, daß es wirklich schwer hält zu sagen, welche von beiden die noch schlechtere ist. Auf der einen Seite das preußische System, tüchtig, wirtschaftlich und ehrlich. Doch endet es damit, daß der Bürger vom Soldaten unter den Hacken getreten wird, mit seiner aufgeblasenen, brutalen Diplomatie und seiner Methode, Schrecken einzuflößen, bis schließlich ein Volk, das einst von der ganzen Welt geehrt war, jetzt vor die Schranken der Menschheit gefordert wird als Feind des Menschengeschlechts, als ehrloses Volk, ohne Gerechtigkeit, Ritterlichkeit, Edelmut, Mitleid und Gnade. Nichtsdestoweniger ist Deutschland in vieler Hinsicht das bestregierte Volk der Welt, und wenn wir uns in den Jahren vor dem Kriege einredeten, daß die Deutschen unser System mit Neid und Bewunderung ansähen und es am liebsten kopieren würden, so waren wir sehr schlecht beraten. Auf der andern Seite, als die andre Alternative, die schmutzstarrende Schrankenlosigkeit der Demokratie, untüchtig, unwirtschaftlich und durch und durch korrupt, mit einer Regierung, die vor jeder Wahlbewegung zittert und zu jeder Verschwörung Schmerzensgelder zahlt, und unter der, früher oder später, jeder, der seine Steuern richtig bezahlt, systematisch ausgeplündert wird von denen, die das Heft in der Hand haben, bis die wirtschaftliche Struktur des Staates gänzlich zerstört ist. Auch haben wir nicht das leiseste Recht zur Annahme, daß Demokratien friedliebend sind. Das alte Athen, die römische Republik, das Frankreich der Revolution, sie alle waren äußerst kriegerisch, und wenn man wagen darf, es zu sagen, auch die Ausdehnung der Vereinigten Staaten hat sich in ihren Methoden von der monarchistischer Staaten nicht sehr stark unterschieden. Und selbst wir, während der kurzen Zeit, als wir republikanisch waren, was waren unsre Ziele? Hören Sie bloß den Kriegsruf von Andrew Marvell, Cromwells Hofdichter:

„Was wird unsrer Insel noch alles zuteil werden, wenn der Sieg sein Panier entfaltet? Was ist zu fürchten, wenn er das Jahr krönt? Wie Cäsar vor langer Zeit Galliens und Hannibal Italiens Schicksal besiegelten, so geschehe es auch heute noch allen freien Staaten. (Ein schlechter Ausblick für unsre werten Verbündeten!) Du, des Kriegs und Glückes Sohn, sollst unermüdlich voranschreiten, und zu diesem Ende das gezückte Schwert führen. Abgesehen von der Macht hat es die bösen Geister der Finsternis zu schrecken. Die Kraft, mit der es siegt, muß das Schwert auch auf die Dauer beibehalten, damit Ordnung regiert."

Wahrlich, General Bernhardi ist ein Pazifist im Vergleich mit diesem kraftstrotzenden Verfechter der Demokratie. Dies dritte Heilmittel zur Abschaffung der Kriege ist also nicht besser als die andern beiden. Wir haben die endgültige Organisationsform der modernen Gesellschaft, die ihr bestimmt ist, noch nicht erreicht, und wenn wir versuchen, unsre Institutionen auf andre Völker zu übertragen, die sie gar nicht haben wollen, so tun wir einen Fehlgriff und verdienen das auch nicht anders. Was aber bleiben dann noch für Hoffnungen? Ich sehe ihrer drei.

Die erste ist, daß wir erst mit Schluß dieses Krieges ganz erkennen werden, welch leidenschaftliches Verlangen nach Frieden und welcher Abscheu vor Krieg und Blutvergießen die Herzen aller Kriegführenden ohne Ausnahme erfüllen wird. Die Geschichte gibt uns einige Fingerzeige, gerade die der napoleonischen Kriege. Nach dem Frieden von 1815, als Frankreich genötigt war, seine Eroberungen wieder herauszugeben und selbst die Bourbonen wieder einzusetzen, erfüllte die Bevölkerung eine geistige Hochspannung und Freude, wie die zeitgenössischen Berichte erkennen lassen. Und wenn auch ihr Ehrgeiz nicht befriedigt war, so fühlten sie doch wie Menschen, die nach einem schrecklichen Traum aufgewacht sind. Sie waren nun erlöst von diesen Jahren der Greuel und des Blutvergießens, vom militärischen Druck und Kriegsgesetz. Ich glaube nicht, daß die Deutschen gegenwärtig auch nur um ein Haar kriegsliebender oder ehrgeiziger sind, als die Franzosen vor hundert Jahren. Ich glaube, wir werden die gleiche Freude erleben, wie damals, wenn erst der Friede unterzeichnet ist. Ich glaube, die ganze Welt wird gar zu gern bereit sein zu vergeben und zu vergessen, wenn sie nur erst fühlt, daß sie wieder in Frieden und Ruhe leben kann.

Zweitens beruhen die freundschaftlichen Beziehungen, die wir herzustellen wünschen, nach allem nur auf der Beobachtung einer Tatsache und Ablehnung einer äußerst unnatürlichen Lage der Dinge. Denn die Solidarität der Zivilisation ist eine Tatsache, die Kultur der modernen Staaten ist im tiefsten Grunde die gleiche Kultur, die Unterschiede sind künstlich, das Gleiche dagegen wesentlich und offen zu Tage liegend. Der ungesunde Nationalismus, der mit dem Zusammenbruch der mittelalterlichen Ueberlieferung begann und der seither immer stärker gewachsen ist, bedeutet eine moralische Entartung und geistige Erkrankung. Um alles in der Welt laßt uns patriotisch sein, aber unser Patriotismus gleiche dem eines Volksschuljungen für seine Schule und eines Studenten für seine Universität, eine gutartige, ehrenwerte Rivalität vor allem in den Künsten und Dingen, die die menschliche Gesellschaft besser und glücklicher machen.

Drittens — ich spreche zu Christen — sind wir alle Kinder Gottes; Brüder und Schwestern in Christo, Pilgergenossen auf der Wanderfahrt durch ein Land, das eben nicht unsre ewige Heimat ist. Wir sind hier, um unsre Seele durch Glauben, Liebe, Hoffnung, Geduld und gute Taten zu gewinnen. Unser Schatz ist nicht hier, er wird nicht dargestellt in Export- und Importziffern, in Kolonien und Schutzgebieten, in Abgaben und Vorrechten. Die einzig wahren Werte sind, wie wir wohl wissen, geistiger Natur. In diesem Reich gewinnt man nicht Menschen auf Kosten Andrer, und wenn man alle jene Schätze des Herzens, des Gemüts und des Geistes miteinander teilt, so ist das nur Bereicherung, das Geben wird zum Nehmen. Wenn das alles Tatsachen sind, und wir sind dessen gewiß, dann müssen sie Schritt vor Schritt ihren Weg gewinnen. „Die Weisheit wird in ihren Kindern gerechtfertigt werden." Wir alle, alle Völker, wenn vielleicht auch nicht in dem gleichen Grade, haben der dritten Versuchung des Teufels nachgegeben: „Alle diese Dinge will ich dir geben, so du niederfällst und mich anbetest": wenn du meine Waffen — Macht und Lüge — brauchen willst. Nun haben wir aber gesehen, daß Gewalt kein Wesenszug Gottes ist, wie Christus sagt: „Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen." Es ist mein fester Glaube, daß die Welt nach diesen entsetzlichen Erfahrungen diese Lehre annehmen wird. Erfahrung ist ein guter Schulmeister, wenn auch das Lehrgeld fürchterlich hoch ist. Ich glaube, daß wir so etwas nie wieder tun werden, weder zu unsren Lebzeiten, noch zu denen unsrer Kinder. „Meine Herren, Sie sind Brüder, warum tun Sie einer dem andern Unrecht?"

Waldschulmeisters letzte Fahrt

An Peter Rosegger

Vor dreißig Jahren habe ich Deinen „Waldschulmeister“ zum ersten Male gelesen. Ich war damals 25 Jahre alt und war selber Waldschulmeister. Keiner, wie Du ihn sahest und — selber lebtest; aber doch einer, in dem wie in Dir die Sehnsucht nach der Höhe, nach Licht und Wahrheit glühte. Und schon damals, als ich noch garnicht gewagt hätte an Dich zu schreiben, nannte ich Dich still im Innern Freund und Bruder. Und Freund und Bruder sind wir wirklich geworden, obgleich wir uns nur einmal im Leben — noch dazu in Berlin! — in die Augen geschaut haben. Aber das reichte für die Ewigkeit. Denn wir verstanden uns sofort auch ohne Tischrede und Albumblatt bis ins Letzte.

Ich wußte, als Du neulich nach Deiner ersten Erholung aus schwerem Leiden von Graz nach Alpel Dich bringen ließest, daß das Deine letzte Fahrt sein würde. Und Du hast es wohl selber auch gefühlt. Denn in Deinem „Waldschulmeister“ hattest Du Dir ja dieses Ende selbst vorausgesagt. Du bist all Dein Lebtag ein Prophet gewesen. Und wenn Dich auch Hunderttausende in Stadt und Land gelesen haben: von diesem Deinem jenseitigen Wissen werden sie erst erfahren, wenn sie in Deinen Jahren zum letzten Gange sich rüsten.

Nun liegt es uns ob, Dein Testament zu vollstrecken. Du hast es niedergelegt in Deinen Schriften — über 40 Bände umfaßts! Aber die es nicht ganz lesen können (weil auch Testamente Geld kosten), sollen ruhig sein: es gilt auch von Dir, was einer meiner liebsten Freunde von dicken Büchern sagt: „Ich brauche jedesmal nur eine Seite zu lesen; denn der echte wahre Mensch ist auf jeder Seite, und in jedem Satze er selber und ist es da ganz — in seinen Vorzügen wie in seinen Irrtümern und Fehlern.“ Du selbst hast wiederholt als Dein bestes und liebstes Buch das „J. N. R. J.“ bezeichnet. Ich selber schätze über alles Deinen „Waldschulmeister“. Und die „Schriftsteller von Beruf“ behaupten, der „Gottsucher“ wäre Dein Größtes. Andere streiten für das „Ewige Licht“ und den „Erdsegen“; noch Andere für „Heidepeters Gabriel“ und „Martin den Mann“; und die den Krieg von heute innerlich erleben, lesen in „Heimgärtners Tagebuch“ täglich ihre Trostpredigt. Du warest eben einer der berufenen Nachfolger des Herrn Jesu: Du verstandest jedem ins Herz zu sehen und zu reden und speistest als ein rechter Bergprediger mit fünf Gerstenbroten und wenigen Fischen Zehntausende.

Du bist gewiß damit einverstanden, wenn ich jetzt aus Deinen Briefen an mich weitergebe, was Du selber beinahe testamentarisch abgefaßt hattest. Wir Volkserzieher geloben, daß wir nicht ruhen werden, bis daß dies alles sich erfüllt hat:

19. 2. 1911. Ihre Gedanken, daß Sie nicht Christ seien, daß es Christen überhaupt nicht gibt, habe auch ich schon oft gedacht. Aber es ist nicht ganz richtig. Jesus hat die äußersten Ziele festgesteckt: wir können sie nicht erreichen; aber wir streben ihnen zu. Und dieses ernste nimmermüde Anstreben der christlichen Ideale, das doch in unserer Lebensführung eine sehr wesentliche, bei manchen geradezu radikale Aenderung bewirkt — dieses Anstreben berechtigt uns zu dem Namen „Christ“. Schon dadurch, daß wir zugeben, zur Erreichung der Forderungen Christi zu schwach zu sein, gestehen wir die Vollkommenheit ein, die im absoluten Christentum liegt.

An meiner Person und meinen sozialen Verhältnissen habe ich folgende Erfahrung gemacht; Wo es mir möglich war, den christlichen Kurs einzuhalten, bin ich gut gefahren: wo und jemehr ich davon abwich, je schlimmer wurde es in meinem Innern, je zweifelhafter mein soziales altruistisches Leben. Und nach dieser 60 jährigen Erfahrung muß ich sagen, daß mir keine Philosophie geeignet erscheint, das Menschengemüt zu beruhigen und zu stärken, die Menschen zu einem edlen geselligen Zusammenleben zu führen als die Lehren Christi. Etwas erreichen wir damit sicher, und Etwas ist besser als Nichts gegenüber den sittlich unfruchtbaren modernen Geistesrichtungen.

Uebrigens, lieber Volkserzieher, berechtigt Sie besonders Ihr Denken und Wirken, den Namen Christ zu tragen. Verzichten Sie darauf, so wirds ja auch nichts machen: es liegt doch nicht im Worte — es liegt im Leben. Es liegt im Vertrauen zu einer ewigen Vorsehung und in der Zuversicht, daß wir uns mit jeder Stufe zur Vollkommenheit der Seligkeit nähern, die eben in der Freude an Vollkommenheit und Göttlichkeit liegt. Also ist der Weg in gewissem Sinne schon das Ziel. Verzeihen Sie mir. Jeder empfindet all das in sich weit klarer, als mans sagen kann. Ich meine halt, alle Vertrauenden und sich Hebenden sind Gotteskinder. Und in diesem Bewußtsein ist es „luschtig“ zu sterben. Welch wunderbarer Ausspruch von Lagarde: Der Umgang mit dem Ewigen gibt uns die Gewißheit ewig zu sein! Seien Sie, lieber Mitkämpfer für das Höchste und Göttliche, gegrüßt!

Ueber die Staatsform hätten wir auch einmal mit einander zu plaudern. Mir ist nach den erlebten Erscheinungen das demokratische Demagogentum so zuwider geworden, daß ich mich fester denn je an die Monarchie klammere, wie wir sie jetzt in unseren Ländern haben. Das „Volk“ ist eine schwere Masse, die niederwärts trachtet. Auch das naive, noch unverdorbene, wirkliche Volk liebt unwillkürlich den Aristokratismus. Ach, welche Probleme überall, und trotz des Alters der Menschheit keins gelöst!

5. 2. 1913. Solche Stimmungen kenne ich auch. Sich selbst getreu — das bleibt schließlich doch der beste Halt. Wenn dazu auch Achtung vor anderen Naturen und Anschauungen kommt und Güte gegen Alle, dann bleibt man endlich Sieger, wenn auch manchmal mit blutendem Herzen.

8. 6. 1913. Mit einem Dankschön ist es hier nicht abgetan . . . Die Klänge sind aber zu hoch gestimmt. Nun, es sind eben Festklänge. Wer da erkennt und anerkennt, daß ich auf dieser Erde des Kampfes ein Mittler und Versöhner sein möchte, der erweist mir die größte Ehre. Sie haben es getan. Und dieser Geburtstagsgruß sollte nicht bloß mich erinnern, mit meinen Versöhnungsbestrebungen auszuharren bis ans Ende, sondern auch Andere mahnen, sich versöhnen zu lassen.

7. 9. 1915. Du warest immer ein guter germanischer Heide, aber ein noch besserer Christ. In Dir ist die Menschenliebe, und das allein entscheidet. Natürlich rechne ich auch den unversöhnlichen Haß gegen das Böse zur Menschenliebe . . .

Mit mir gehts abwärts; aber in meinem Alter ist das in Ordnung. Am meisten bedaure ich, daß ich nur wenig mehr lesen kann — die arme Seele ist oft allzumüde, und so habe ich auch aus dem „Volkserzieher“ manches nachzuholen. Der Krieg setzt natürlich auch m . . . F . . . hart zu. Ich selbst habe mich zu beruhigen mit dem Troste, daß unser Reich nicht von dieser Welt ist. Bauen wir nur recht unverdrossen an dem Himmel in uns selbst, bis er vollendet ist!

5. 12. 1916. Man hat es recht gern, zitiert zu werden, besonders von Dir, weil Du es stets ins richtige Verständnis stellst. Aber manchmal dünkt mir, daß all unser Reden und Schreiben nichts hilft, nichts ändert. Ein einziger Krieg stürzt mehr um, richtet mehr auf, als ein Jahrhundert Wort- und Schrifttums. Bereitet das Wort und die Schrift nicht die Ereignisse vor? So reifte dieser Krieg in den Irrtümern der Kultur . . Einen Frieden, wie er uns im Sommer 1914 verließ, werden wir kaum wieder erleben. Und es ist auch kein großer Schade drum. Hüten wir unser persönliches Reich: im Herzen den Frieden — dann kann uns nichts geschehen.

Ich stehe jetzt weder bei den Angstmeiern, noch bei den Hurraschreiern — es ist beides gleich berechtigt und gleich unberechtigt. Einem Volke von sittlicher Kraft wird auch ein Unterliegen zum Siege, so wie ein materieller Sieg die Haderlumpen nur noch tiefer sinken macht. Dem deutschen Volke kann im schlimmsten Falle nichts geschehen — mit dieser Zuversicht erhelle ich meine letzten Tage. Der Krieg und seine weiteren Plagen rütteln ja auch an meiner Hütte, an meiner weiteren und engeren Familie; aber meine Krankheit und Müdigkeit macht mich ein wenig unempfindlich. Da ich nicht mehr mittun kann, schließe ich am liebsten die Augen, und mein inneres Gesicht ergeht sich in Idyllen der Vergangenheit. Und mit manchem guten Wort tröstet und stärkt man doch auch Mitmenschen in ihrem Streit und Leid . . . Doch was sage ich Dir das alles! Du stehst als Kämpfer mitten im Leben! Heil und Freude Dir! Dein Peter Rosegger.

Und nun mag zum Schluß Dein „Letzter Wunsch“ hier wiederholt werden, den Du mir am 21. 1. 1905 handschriftlich sandtest:

Was wäre wohl mein letzter Wunsch,
Wenn ich dereinst zur Grube fahr?
Die Ruhestatt verborgen still
Auf einsam trauter Bergeshöh.
Auf jener Höh, wo ich als Kind
Den ersten Himmelsstern gesehn,
Den ersten Lerchensang gehört
An einem süßen Maientag. —
Doch jenes Holz, das ewig klagt
Die Menschheit ihres Frevels an,
Weil sie ans Kreuz den Besten schlug:
Mir pflanzt es nicht auf meinen Staub!
Nicht daß ER starb, nur daß ER lebt,
Ist meines dunklen Grabes Licht
Und meiner Seele Zuversicht. —
Mir pflanzet einen jungen Baum,
Der frisch und frei gen Himmel wächst . . .
Vielleicht kommt einst ein Zimmermann,
Der ihn zu einer Wiege schlägt;
Vielleicht kommt eine Mutter, die
Ein Kindlein in die Wiege legt,
Das noch einmal die Welt erlöst
Und — nicht dafür gekreuzigt wird.

Leb wohl, Du Getreuester der Getreuen! Bald werden wir uns wiedersehen — am Berge, bei den „Genadelten und Geadelten“. Denn auch meine letzte Ruhestatt wird droben auf der Höhe sein, wohin der Zorn und Zank, der Streit und Neid der Menschen nicht mehr reicht. Auch ich will zwischen Bäumen ruhen, und die Vögel des Waldes sollen mir wie Dir das erste und das letzte Liedlein singen. Ob das noch Jahre dauert oder nur noch Monde: ich bin allzeit gerüstet! Unsere Angehörigen und Freunde werden ja auch nicht ewig „hier unten“ leben, und

schließlich „sehen" wir ja „droben" in der Ewigkeit eben so viele Anverwandte, Freunde und Bekannte wieder wie in Vergangenheit und Gegenwart — —

Leb wohl, lieber lieber Waldpfarrer und Himmelswanderer!

Schlachtensee Wilhelm Schwaner

Kirchliche Chronik

Bei den Berliner Amtsgerichten sind in den letzten vier Jahren Austritte aus den Kirchen angemeldet worden, wie folgt:

	von Evangelischen	von Katholiken	von Juden	zusammen
1914	5667	740	31	6438
1915	459	175	38	672
1916	2021	677	92	2790
1917	1649	403	47	2099

Der jetzige Besitzer der Volleschen Meierei bei Berlin hat die Vollesche Hauptgemeinde aufgelöst, die 1600 Sitzplätze umfassende Kapelle geschlossen und den Geistlichen entlassen.

Die kirchlichen Kreise des Königreichs Sachsen empfinden es schmerzlich, daß das kürzlich verabschiedete Gesetz über Wohlfahrtspflege als Mitglieder der örtlichen Ausschüsse den Amtshauptmann, Gemeindevertreter, Arzt, Schulinspektor, Bezirkspflegerin und Vertreter der Krankenkassen, aber keinen Geistlichen vorsieht. Der Antrag Dibelius, einen Geistlichen hinzuzufügen, ist an dem Widerspruch der zweiten Kammer gescheitert.

Das Berliner Kammergericht hat betr. religiöse Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen entschieden, daß zur Erziehung eines Kindes in einer bestimmten Konfession in der Regel auch der Besuch der entsprechenden konfessionellen Volksschule in allen Unterrichtsfächern gehört. Bisher war nur die Teilnahme am Religionsunterricht erforderlich.

Die erste der staatskirchlichen „Sicherungen", CW Sp. 234, hat bei der vierten Lesung, 12. Juni, folgende Form erhalten: „Die nach der geltenden rechtlichen Ordnung des Verhältnisses des Staates zur evangelischen und zur katholischen Kirche auf Grund von Gesetzen, Gewohnheitsrecht oder Herkommen diesen Kirchen, ihren Einrichtungen, Verbänden, Gemeinden, Anstalten, Stiftungen, Geistlichen und Kirchenbeamten zustehenden Befugnisse und Einkünfte werden gewährleistet." Damit ist, schreibt DEK 26, „wenigstens eine der größten Gefahren beseitigt, auf die Konsistorialrat Dr. v. Bonin (Nr. 238 der TR) aufmerksam gemacht hatte: die römisch-katholische Kirche kann für diejenigen Vorrechte, die ihr durch Kabinettsorder, Polizeiverordnungen, Ministerialerlasse u. ä. m. gewährt sind, einen verfassungsmäßigen Schutz nicht in Anspruch nehmen. Daß die Vergünstigung jetzt zugunsten der katholischen — nicht bloß: römisch-katholischen — Kirche ausgesprochen ist, hat zur Folge, daß sie auch den Altkatholiken zugute kommt."

Im Königreich Sachsen fällt seit einigen Monaten auf, daß die katholischen Kreise das gesetzlich festgelegte Oberaufsichtsrecht des Staates über die katholische Kirche immer heftiger bekämpfen. Als letzten Zweck dieses, offenbar einheitlichen und planmäßigen, Vorgehens vermutet NSKB 25, den Jesuiten die sächsische Tür zu öffnen.

In den katholischen Kirchen Bayerns wird fortan der auf das Fest des h. Aloysius, des Jugendpatrons, folgende Sonntag als Jugendsonntag gefeiert. Hierfür hat der König auf die nächsten fünf Jahre die Erhebung einer allgemeinen Kirchenkollekte genehmigt, deren Ertrag den Bischöfen zum Zweck der Jugendfürsorge überlassen wird. — Den zweiten Sonntag nach Ostern (Evangelium vom guten Hirten) hat das pommersche Konsistorium zum ständigen Jugendpflegesonntag bestimmt.

In München hat Erzbischof Faulhaber von der Kanzel des Domes aus gegen die Aufführung von Schönherrs „Weibsteufel" Einspruch erhoben: mit dem Erfolg, daß die Theaterleitung das Stück auf den Wunsch des Königs im Interesse des Burgfriedens zurückzog.

In Amsterdam ist, zum ersten Mal seit 1578, die Fronleichnamsprozession wieder öffentlich, außerhalb der Kirche, gehalten worden.

Die deutsche Regierung hat dem Einspruch des Papstes gegen die Beschlagnahme der belgischen Kirchenglocken stattgegeben. Zuvor hatte der Papst bei der Freilassung der belgischen Zivilgefangenen erfolgreich mitgewirkt, kürzlich auch, laut DKZ 25, erreicht, daß der von einem deutschen Kriegsgericht zum Tod verurteilte sozialistische Senator Colleane von Lüttich zu lebenslänglichem Gefängnis begnadigt wurde.

Für den 29. Juni, Peter und Paul, hatte der Papst die Priester der ganzen katholischen Welt aufgefordert, mit ihm das Meßopfer in der Meinung zu feiern, dadurch den erzürnten Gott zu versöhnen und den Frieden der Völker herbeizuführen. Im Dienst dieser eucharistischen Friedensoffensive haben auf Anordnung der deutschen Bischöfe auch in den katholischen Kirchen Deutschlands besonders feierliche Gottesdienste stattgefunden, wobei eine Sammlung für den schwerbedrängten heiligen Vater erhoben wurde.

Die finnische Abteilung für kirchliche Zusammenarbeit in den nordischen Reichen, die bei Kriegsbeginn aufgelöst worden war, hat ihre Arbeit wieder aufgenommen und zwar als Unterabteilung des Weltverbandes für Förderung der internationalen Freundschaftsbeziehungen durch die Kirche. Die Vorstandschaft besteht aus Erzbischof Johanssen, Professor Dr. Helt-Helsingfors und Domprobst Mannermann-Uleaborg. Auch in Island wurde eine neue Ortsgruppe des Vereins gegründet; ihr Leiter ist Professor Dr. Sigurd-Sivertson.

Der englische Staatssekretär für Indien hat der schwedischen Kirchenmission, die die Leitung der Leipziger Mission übernommen hat, verboten, einen Missionar und sechs Missionarinnen in Indien zu landen.

Die Deutsche Brüderunität hat Ende 1916 8665 und Ende 1917 8558 Mitglieder umfaßt.

Der Verband der deutschen evangelischen Sonntagspresse, vgl. CW 1, hat vom 4. — 6. Juni seine erste Mitgliederversammlung gehalten. Die Zahl der Mitglieder beträgt 81; den Vorsitz führt Pfarrer Lindemann-Oldenburg. Die Zentrale für die evangelischen Sonntagsblätter, die bisher dem Zentralausschuß für Innere Mission angegliedert war, hat ihre Arbeit dem neuen Verband übertragen. Dem Verband ist es gelungen, den Sonntagsblättern Papier zu beschaffen.

Verliehen: Der hohe Orden vom schwarzen Adler dem Oberhofprediger Dryander in Berlin; der Titel Professor den Privatdozenten Divisionspfarrer Lic. August Pott und Lic. Dr. Hans Rust in Königsberg. Gewählt: Oberpräsident v. Hegel-Magdeburg zum Vorsitzenden des Evangelischen Preßverbandes für Deutschland; Generalsuperintendent a. D. Hesekiel-Wernigerode zum Ehrenpräsidenten des Zentralausschusses für Innere Mission. Professor D. Karl Holl in Berlin hat einen Ruf nach Leipzig als Nachfolger Haucks erhalten und abgelehnt. Dr. Gertrud von Petzold wurde als Nachfolgerin Tiedjes Predigerin der (Ruppschen) Freien Gemeinde in Königsberg. In den Ruhestand getreten: Generalsuperintendent D. Müller in Aurich. Gestorben: Erzbischof Mignot von Albi, der hervorragendste katholische Theologe Frankreichs, 75 J., Generalsuperintendent i. R. Ernst Textor, 81 J., in Wernigerode. J K

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Gestern folgte ihrem vor zwei Monaten entschlafenen dreijährigen Schwesterchen

Editha

unsere älteste Tochter

Ingeborg

im Alter von 8 Jahren in die Ewigkeit.

Sie starben an derselben Krankheit nach schweren Leidenstagen.

In tiefer Trauer:

Ratzeburg i. Lbg., St. Georgsberg d. 29. Juni 1918.

Dr. phil. Otto Bötticher, Oberleutnant d. R. z. Zt. im Felde und **Frau Nadjeschda** geb. Heckmann.

Die Oberpfarrstelle

hier, mit der bisher eine Superintendentur verknüpft war, wird zum 1. Oktober d. J. frei. Ihr Gehalt steigt von **5400 Mk.** bis zu **8600 Mk.** in dreijähriger Folge. Die Dienstwohnung kommt mit 1000 Mk. in Anrechnung. Es werden Teuerungszulagen gewährt. Auswärtige Dienstzeit wird angerechnet.

Bewerbungen um diese Stelle sind an unterzeichneten Kirchgemeindevorstand zu richten **bis 10. August d. J.** ausschl. Frist.

Eisenach, den 5. Juli 1918.

Der Kirchgemeindevorstand: Geh. Kirchenrat D. Kieser.

Die **Pfarrstelle** im Südbezirk der ev. reformierten Gemeinde **Lehe** (1500 Seelen) und in der reformierten Filialgemeinde **Geestemünde** (1000 Seelen) ist durch Gemeindewahl baldigst zu besetzen. Gehalt 4000—7000 Mk., nach je 3 Jahren um 500 Mk. steigend. Außerdem 300 Mk. Funktionszulage. Dienstjahre von der Ordination an kommen in Anrechnung. Großes Pfarrhaus mit Garten, Zentralheizung, elektrischem Licht usw. Oertliche Witwenversorgung und Erziehungsbeihilfen. Lehe (42000 Einw.) gehört zu den 3 Unterweserstädten, in denen alle Schulen vertreten sind. Reformierte Bewerber positiven Bekenntnisses wollen ihre Meldung unter Beifügung von Lebenslauf und Referenzen bis zum 1. August senden an **Pastor F. Hörstebrock in Lehe.**

Ausschreibung

Die infolge Amtsniederlegung Herrn Pfarrer Roehlings erledigte

PFARRSTELLE

der Wiener evangelischen Pfarrgemeinde Augsb. Bek. für den 2. und 20. Bezirk mit dem Amtssitze im 2. Bezirke soll möglichst rasch wiederbesetzt werden. Ende der Meldefrist 31. Juli 1918.

Bewerber werden eingeladen, Auskunft über die mit dieser Stelle verbundenen Pflichten und Rechte einzuholen beim **Presbyterium der evangelischen Pfarrgemeinde A. B. in Wien I. Dorotheerg. 18.**

Hanna Bruns
Hans Natorp
Verlobte

Marburg im Juni 1918

In unserem sonnigen, gesunden Heim in **Bayrischzell O.-B.**, 850 m ü. d. M., nehmen wir auch für den Winter bei einfacher, natürlicher Lebensweise und guter Verpflegung zu unseren eigenen vier Kindern (5 bis 13 Jahre) wohlerzogene evangelische

Kinder zur Miterziehung

auf. Unterricht in allen Real- und Gymnasialfächern wird von akademisch gebildeten Lehrkräften erteilt. Geringe Stundenzahl, individuelle Behandlung. Arzt am Ort.
M. Wesenfeld, Architekt u. Frau.

Suche zum 15. August oder später **einfaches gebildetes Mädchen,** das sich bei völligem Familienanschluß in alle Arbeiten mit mir teilt. Familie von 2 Erwachsenen und 2 Kindern. Je nach Gehaltsansprüchen kann Putzfrau gehalten werden. Große Wäsche wird ausgegeben. **Frau Oberlehrer Dr. Deggau, Worms a. Rh.,** Ludwigstraße 4.

In welcher Universitätsstadt Deutschlands wäre eine bereits bestehende kleinere **Pension** für studierende junge Leute von ev., älterer, unverheirateter, gebildeter Dame zum Herbst d. J. pachtweise oder käuflich zu übernehmen? Gef. Antwort an **Evang. Pfarramt Graz,** Steiermark, Mühlgasse 43.

Leben der Madame de Guyon, französisch oder deutsch, zu kaufen gesucht. **Kaehler, Oberhambach** bei Heppenheim (Bergstraße).

Greßmann u. A.,

Schriften des A. T., auch einzelne Bände gesucht. **R. Müller, Görlitz,** Briesnitzer Str. 32.

Bis Pinsk mit der Garde-Kavallerie.

Von Hofprediger Dr. **Vogel.**
136 Seit. in zweifarbigem Umschlag
2,50 Mark.

Dieses Buch ist die Fortsetzung des Buches „3000 Kilometer mit der Garde-Kavallerie", mit dem der Verfasser, der jetzt der Felddivisionspfarrer des Großen Hauptquartiers geworden ist, seinerzeit einen durchschlagenden Erfolg erlebte.
Stiftungsverlag-Potsdam

TÖCHTERHEIM AMERSBACH-PHILIPPE

HAUS TANNENBERG HEIDELBERG HAUSACKERWEG 22

Eigenes Haus nahe dem Walde

Aufnahme junger Mädchen zur Ausbildung in allen wissenschaftlichen und hauswirtschaftlichen Fächern nach dem Plan der Frauenschule.

Evangelisches Fröbelseminar Cassel

I. Anerkannte Frauenschule.

II. Anerkanntes Seminar zur Ausbildung von Kindergärtnerinnen, Hortnerinnen und Jugendleiterinnen. Mit staatlicher Abschlußprüfung.

Prospekt und Broschüre durch die Anstaltsleitung.
Für das Kuratorium: **Mühlmann,** Geh. Regierungsrat, Regierungs- und Schulrat a. D.

Arbeitsfreudige junge Mädchen (18—35 Jahre)

mit guter Schulbildung werden zur **Ausbildung als Schwestern** für die sächsischen Heil-, Erziehungs- und Krankenanstalten gesucht. Staatsanstellung, gutes Gehalt. Pensionsberechtigung. Aufnahmebedingungen werden versendet. Besichtigung des Hauses Montags.
Kirchenrat Naumann, Rektor des Kgl. Schwesternhauses, Arnsdorf Bez. Dresden (bisher Hubertusburg).

Christlich-soziales Frauenseminar des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes, Hannover,

Wedekindstraße 26. Gegründet 1905.

Theor. u. prakt. Fachbildung für besold. und ehrenamtl. Tätigkeit auf sozialem Gebiet. **Dauer der Lehrgänge 2—2½ Jahre.** Der längere Lehrgang bietet Geleg. zur Abl. des Staatsexamens in Kranken- oder Säuglingspflege. **Beginn der Lehrgänge im Oktober.** Aufnahmebedingungen: Schlußzeugnis eines Lyzeums, hauswirt. Kenntnisse, vollend. 20. Lebensj. u. Gesundheitszeugn. Für Abiturientinnen, Oberlyzeistinnen u. prakt. Vorgebildete nach Vereinbarung Abkürzung der theor. bezw. prakt. Ausbildungszeit möglich. Stip. sind vorhanden, in erster Linie für Mitglieder d. Deutsch-Evang. Frauenbundes. Gute Geleg., geeign. Anstellg. zu erlang. durch die mit d. Sem. in Verb. stehende Stellenverm. des Deutsch-Evang. Frauenbundes.

Nähere Auskunft erteilt die **Geschäftsstelle, Hannover, Wedekindstraße 26.**

Geheimer Kirchenrat Professor D.

Ludwig Ihmels,

der Leipziger Universitätsprediger, vollendete am 29. Juni sein 60. Lebensjahr.

In unserem Verlage erschienen folgende

Predigtsammlungen:

Eins ist not. 20 Predigten. 3. Auflage. 1911.
Mk. 2.20; in Leinen geb. Mk. 3.20; mit Goldschnitt Mk. 3.60.

Siehe, ich mache alles neu! Ein Jahrgang von 70 Predigten. 2. Auflage. 1915. Mk. 6.—; in Leinen geb. Mk. 8.—.

Darum auch wir. Sieben Predigten, während der Kriegszeit gehalten, nebst einer Ansprache am Völkerschlachtdenkmal. 3. Auflage. 1916. Kart. Mk. 1.50; in Leinen geb. Mk. 2.—.

Das Evangelium von Jesus Christus in schwerer Zeit. 19 Predigten aus dem Kirchenjahr 1914/15. 2. Auflage. 1916.
Mk. 2.—; geb. Mk. 3.20.

Aufwärts die Herzen. 21 Predigten aus dem Kirchenjahr 1915/16, nebst einer Ansprache bei einer liturgischen Feier des kaiserlichen Geburtstages. 1917. Mk. 3.—; geb. Mk. 4.50.

Einzelpredigten, je 20 Pfg.

Lebensfreudigkeit und Sterbensfreudigkeit. Luk. 2, 25—38. Am 12. Februar 1911.
Gelobt sei Gott, der uns wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung. 1. Petri 1, 3—9. Am 1. Ostertag 1914.
Wir heben unsere Augen auf. Ps. 121, 1. Am Buß- und Bettag, den 7. August 1914. 4. Auflage.
Durchleben! Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet. Röm. 12, 12. Am 6. September 1914.
Weine nicht! Luk. 7, 11—17. 2. Auflage. Dem Gedächtnis unserer Gefallenen. 1914.
Ich werde nicht sterben, sondern leben! Ps. 118, 17. Am 25. Oktober 1914. 2. Auflage.
Wir haben einen Gott, der da hilft. Ps. 68, 20—21. 2. Aufl. 1914.
Ruhe der Seele. Matth. 11, 28—30. 1915.
Ich weiß, an wen ich glaube. 2. Tim. 1, 12. 1915.
Unser Pfingstgesang in ernster Zeit. 2. Tim. 1, 7. Zur Mitfeier des königlichen Geburtstages (25. Mai) 1915.
Stille und stark. Ps. 62, 2. Am Jahrestage des Kriegsbeginns, 1. August 1915.
Gott, unser Volk und wir. Luk. 13, 6—9. Am 7. Oktober 1915. 2. Auflage.
Ich muß das leiden. Ps. 77, 8—14. Am Sonntag Oculi (26. März) 1916.
Daß dein Glaube nicht aufhöre. Luk. 22, 32. Am 4. Sonntag nach Trinitatis (16. Juli) 1916.
Wo Glaube, da Friede. Röm. 5, 1—5. Am 7. Sonntag nach Trin. (22. Juli) 1917.

Soeben erscheint:

Wie kommen wir durch diese schwere Zeit hindurch? 1. Petri 5, 6—11. Am 3. Sonntag nach Trin. (16. Juni) 1918. Mk. —.30.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen aus dem Verlage der
J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

ERNST BERNHEIM:

Mittelalterliche Zeitanschauungen

in ihrem Einfluss auf Politik und Geschichtsschreibung.

Teil I:

Die Zeitanschauungen:

Die Augustinischen Ideen. — Antichrist und Friedensfürst. — Regnum und Sacerdotium.

Groß 8. 1918. Mk. 7.—.

20% Teuerungsaufschlag (10% Verleger und 10% Sortimenter).

Der Verfasser will mit diesem Buch einen Beitrag zum Verständnis des Mittelalters geben, er ist der Meinung, daß die Kenntnis der Zeitanschauungen für das Verständnis des ganzen Mittelalters notwendig sei und so auch der Einzelne nur im Zusammenhang mit den Zeitanschauungen aufgefaßt werden müsse. Es handelt sich für den Verfasser um eine grundlegende Forderung historischer Methode: die Interpretation der Quellen aus den Zeitanschauungen. — Ein zweiter Band soll gewissermaßen die Nutzanwendung des ersten bilden.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H